


Bernd Gomeringer • Jessica Sänger  
Ulrike Sünkel (Hrsg.)

# Vögel im Kopf



Geschichten  
aus dem Leben  
seelisch erkrankter  
Jugendlicher

**HIRZEL**

*Vögel im Kopf*



# Vögel im Kopf

Geschichten aus dem Leben  
seelisch erkrankter Jugendlicher

herausgegeben von

Bernd Gomeringer, Jessica Sänger, Ulrike Sünkel,  
Gottfried Maria Barth und Max Leutner

**HIRZEL**

Ein Markenzeichen kann warenrechtlich geschützt sein, auch wenn ein Hinweis auf etwa bestehende Schutzrechte fehlt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzungen, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

Herausgeber und Verlag danken allen Rechte-Inhabern für die erteilten Abdruckgenehmigungen. Sollten Rechte Dritter irrtümlich übersehen worden sein, so ist der Verlag selbstverständlich bereit, rechtmäßige Ansprüche nach Anforderung abzugelten.

Die Herausgeber und der Verlag bedanken sich beim S. Fischer Verlag GmbH für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck des Gedichts »Ich will« von Jorge Bucay in der Übersetzung von Stephanie von Harrach, entnommen dem Band von Jorge Bucay, »Geschichten zum Nachdenken«, (c) Ammann Verlag & Co., Zürich 2006..

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-7776-2885-1 (Print)

ISBN 978-3-7776-2899-8 (E-Book, epub)

© 2020 S. Hirzel Verlag GmbH & Co.

Birkenwaldstr. 44, 70191 Stuttgart

Printed in Poland

Lektorat: Sabine Besenfelder, Tübingen

Satz: abavo GmbH, Buchloe

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagabbildung: Larissa v. H.

Druck und Bindung: Druckerei Dimograf Sp.z.o.o., Bielsko-Biała

Internet: [www.hirzel.de](http://www.hirzel.de)

E-Mail: [service@hirzel.de](mailto:service@hirzel.de)

[www.hirzel.de](http://www.hirzel.de)



ICH WILL ...

Ich will, dass du mir zuhörst, ohne über mich zu urteilen  
Ich will, dass du deine Meinung sagst, ohne mir Ratschläge zu erteilen  
Ich will, dass du mir vertraust, ohne etwas zu erwarten  
Ich will, dass du mir hilfst, ohne für mich zu entscheiden  
Ich will, dass du für mich sorgst, ohne mich zu erdrücken  
Ich will, dass du mich siehst, ohne dich in mir zu sehen  
Ich will, dass du mich umarmst, ohne mir den Atem zu rauben  
Ich will, dass du mir Mut machst, ohne mich zu bedrängen  
Ich will, dass du mich hältst, ohne mich festzuhalten  
Ich will, dass du mich beschützt, aufrichtig  
Ich will, dass du dich näherst, doch nicht als Eindringling  
Ich will, dass du all das kennst, was dir an mir missfällt  
Dass du es akzeptierst, versuch es nicht zu ändern  
Ich will, dass du weißt, ... dass du heute auf mich zählen kannst ...  
Bedingungslos.

---

*Jorge Bucay*



# Inhaltsverzeichnis



Vorwort		9
All diese ganz speziellen Gefühle	<i>Greta R.</i>	13
Magersucht im Kinderzimmer	<i>Kristina R.</i>	16
Wenn das Essen zum Kotzen ist	<i>Mona D.</i>	24
Mein erster Tag in der KJP	<i>Ulrike S.</i>	26
Heute hier, morgen dort	<i>Anita L.</i>	35
Trotz und wegen allem	<i>Alena G.</i>	43
Ich will da nicht hin!	<i>Evelyn O.</i>	46
»Könnte es sein, dass Du Depressionen hast?«	<i>Madison M.</i>	49
Hoffnung ist ...	<i>Heike M.</i>	60
»Ich bin eh zu blöd«	<i>Adelheid M.</i>	67
Und die Zeit steht still	<i>Janine B.</i>	70
Ein Tag im Leben eines Oberarztes	<i>Gottfried B.</i>	74
Es tut mir leid	<i>Mona D.</i>	79
Gedanken einer Mama an ihre Tochter	<i>Daniela B.</i>	81
Warum?	<i>Nina S.</i>	84
Viel zu lernen du noch hast	<i>Emanuela L.</i>	85
Paradiesvögel auf Pergament ...	<i>Ulrike S.</i>	96
Der Bär ist dem Ziel heute ganz nahe	<i>Martin S.</i>	101
Brief an die Leser	<i>Michael F.</i>	106
Die Fünf-Punkt-Fixierung	<i>Maria W.</i>	107
Liebe Maria	<i>Lisa W.</i>	110
Alle dachten, wir hassen uns	<i>Olivia B.</i>	112

Manchmal ist es Traurigkeit	<i>Rachel V.</i>	115
Sehen oder nicht sehen (wollen) !?	<i>Robert V.</i>	124
Gedichtsnipsel	<i>Mona D.</i>	128
Ich brauche nichts und niemanden!	<i>Maria W.</i>	133
Die Angst und ich	<i>Janine B.</i>	137
Don't give up!	<i>Karin B.</i>	144
Zeiten der Trennung	<i>Ulli B.</i>	151
Was kann ich über meine Schwester sagen?	<i>Marvin B.</i>	155
Mein Tag im Kopf der Anderen	<i>Christoph S.</i>	158
Fiffi und ich	<i>Janine B.</i>	160
Eine etwas andere Lebensgeschichte	<i>Mareike F.</i>	168
Depression	<i>Olivia B.</i>	174
Der lange Weg zurück	<i>Luca L.</i>	176
Kein anderer Ort, an dem ich hätte sein können	<i>Ella F.</i>	181
Familie Arschgetüm	<i>Eva und Stefan T.</i>	185
Durch die Augen der Anderen	<i>Anna W.</i>	192
Ich sehe was, was du nicht siehst ...	<i>Thomas H.</i>	201
Du bist die scheißigste Mutter der Welt	<i>Claudia R.</i>	208
Verloren	<i>Linda W.</i>	214
Transgender	<i>Mik Adrian M.</i>	217
Heute ist es anders als damals	<i>Katrin D.</i>	221
Eine Mutter erzählt	<i>Susanne D.</i>	225
Ja logo hab' ich was zu sagen!	<i>Ann-Katrin F.</i>	228
Es war wohl die Mischung aus allem	<i>Alex F.</i>	234
Annas Weg	<i>Anna C.</i>	236
Schlag mich!	<i>Luca L.</i>	246
Ohne dich selbst	<i>Maria W.</i>	252
Davor, Dazwischen und Danach	<i>Olivia B.</i>	256
... doch gesund noch nicht!	<i>Naomi B.</i>	259
Elterngespräch	<i>Ulrike S.</i>	263



Wieder zu Hause	<i>Ella F.</i>	267
Nicht umsonst	<i>Miriam T.</i>	273
Entlassen ...	<i>Maria W.</i>	276
Verrückt	<i>Janine B.</i>	280
Warum mein Kind?	<i>Daniela B.</i>	287
Wir sind froh, dass sie zu uns gekommen ist	<i>Benjamin B.</i>	290
Stigmatisierung und Wirklichkeit – oder: »Wer hilft wem?«	<i>Gottfried B.</i>	292
Abgestempelt	<i>Ulrike S.</i>	297
Woran man merkt, dass man schon zu lange in der KJP ist ...	<i>Anonymus</i>	301
Wann ich bemerkte, dass die KJP mein Zuhause war	<i>Emanuela L.</i>	303
So richtig zu Hause	<i>Anonymus</i>	305
Nachwort		307
Glossar		313
... und wer oder was ist Schirm e.V.?		317
Dank		319



# Vorwort

## RABEN

Durch den blauen Morgenhimmel  
Ziehen plumpe, schwarze Raben;  
Wie Gedanken, schwarze, plumpe,  
Durch die reine Seele ziehn.

Durch die reine Seele ziehn  
Wie die plumpen, schwarzen Raben  
Die Gedanken und verschwinden  
In den blauen Morgenhimmel.

---

*Detlev von Liliencron*

Vögel nisten sich ein, fliegen rein und raus, fliegen weg und bleiben fort, fliegen weg und kommen wieder, versammeln sich und unterstützen sich oder bleiben alleine ...

In diesem Buch schreiben aktuelle und ehemalige Patienten der Kinder- und Jugendpsychiatrie Tübingen (KJP), Eltern, Geschwister, Lehrkräfte, Mitschüler sowie Mitarbeiter der KJP.

Manche Texte werden verstören, wenn Autoren mit Wut und Verzweiflung ihre Situation in der Kinder- und Jugendpsychiatrie beschreiben und gerade damit die Ambivalenz ihrer Gefühle zum Ausdruck bringen: »Das Gefühl von Eingesperrt-Sein. Aber auch Freude, Freundschaft, Verbundenheit und fast sogar Heimat.«

Diese Texte zeigen, dass Kinder- und Jugendpsychiatrie kein Wohlfühlbereich ist. Der Aufenthalt bedeutet harte, verzweifelte Auseinandersetzung mit der Krankheit – mit der Hoffnung auf Hilfe zu ihrer Überwindung. Aufgabe der Betreuerinnen und Betreuer ist es dabei, Tränen, Schmerz, Wut und Verzweiflung aushalten zu können und mit den Patientinnen und Patienten Wege durch den Gefühle-Dschungel zu finden.

So verschieden die Autoren und ihre Rollen sind, so unterschiedlich fallen die Texte aus. Es sind Geschichten von Erlebnissen unter der Perspektive höchstpersönlicher Wahrnehmung.

Sie lassen uns erfahren:

- wie Betroffene und deren Angehörige psychische Erkrankung erleben und erleiden, wie offen oder verschämt sie und ihr soziales Umfeld miteinander in Beziehung treten, wie sie an ihrer Erkrankung ›reifen‹ oder ihr immer wieder erliegen.
- welche Hilfe oder Belastung sie aus ihrer Umwelt erfahren:  
*»Als es mir schon richtig schlecht ging, sagte eine ehemals beste Freundin zu mir, ich solle mich endlich verpissen, da ich hier alle nur noch nerven würde. Das habe ich dann ja auch gemacht. Leider hat sie mir nicht gesagt, wo ich mich hin verpissen soll, und was ich dort dann machen kann.«*
- wie schwer es ist, der scheinbar »gesunden« Umwelt den inneren Zustand bei einer Erkrankung zu vermitteln:  
*»Eine Panikattacke zu beschreiben, sodass sie von Außenstehenden nachvollzogen werden kann, fällt mir nach wie vor nicht leicht [...] Aber ich werde es versuchen. Euch zuliebe.  
Es beginnt mit dem Gefühl der Enge. Das Herz beginnt laut zu klopfen, als wolle es meinen Brustkorb verlassen, sich von meinem Rippenkäfig lösen.  
In meinem Kopf entsteht Nebel. In meinem Bauch ein Gefühl der Leere.*

*Mein Körper sendet kalte Schweißperlen nach außen, mein Kiefer verkrampft, als versuche er die Angst zu zermalmen.*

*Mir wird übel. Kotzübel. Ich muss weg von hier. Einfach raus, an die frische Luft, raus aus meinem Körper, raus aus dieser Welt, raus aus dieser Enge. [...]*

*Auf die Angst folgt oft ein Gefühl der Leere. Der Enttäuschung, mir selbst wieder erlegen zu sein.»*

- welche Berg- und Talfahrten Familien mit erkrankten Kindern und Jugendlichen bewältigen müssen – und doch die Hoffnung nicht aufgeben:

*»Ermutigend fand und finde ich jede Begegnung, die mir klar machte, dass nicht nur unsere Familie Krisen erlebt. [...] So konnte ich Scham- und Schuldgefühle relativ schnell hinter mir lassen. [...] Ermutigend finde ich auch Menschen, die mir einfach zugestehen, dass wir echt harte Zeiten haben, [...] und die nicht mit klugen Erziehungstipps kommen. [...]*

*Gleichzeitig waren und sind das Phasen, wo wir uns in heftige Erziehungskonflikte verstrickten: Wie erzieht man einen Jugendlichen, der psychisch nicht stabil ist? Hier bin ich am stärksten mit meiner eigenen Rolle konfrontiert worden, aus der ich mich aber auch nicht lösen konnte, das Gefühl zuständig zu sein für das bisschen heile Welt in unserer Familie, das uns noch bleibt, vor allem für die Geschwister, die ja auch noch da sind.«*

- was Mitarbeiter leisten:

*»Patrick hat es geschafft, mich völlig aus der Bahn zu werfen, weit neben meinem Gleis zu stehen. Diese Erfahrung war unglaublich schmerzhaft. Gleichzeitig haben das Vertrauen und die Empathie von Franziska, von Sarah und von vielen anderen mir auch wieder dabei geholfen, den Weg zu meinem Gleis zurückzufinden. Und diese Erfahrung möchte ich ganz sicher nicht missen.*

*Die Auseinandersetzung mit Patrick hat mich, meine Arbeit und meine Gefühlswelt verändert und ist letztendlich zu einem Teil von mir geworden. Mit allem, was dazugehört.«*

Wenn Sie sich auf diese Geschichten einlassen können, nimmt Sie dieses Buch mit in verschiedenste Gedankenwelten, Sie durchleben Tiefen und Höhen, Sie sehen die Sonne aufgehen und Sie frösteln, Sie lernen die Kraft der Zuversicht und die Stärke der Hoffnung kennen. Vielleicht finden Sie sich auch manchmal selbst wieder.

Wir möchten Sie mit diesem Buch zum Lesen verlocken und Ihnen Informationen zugänglich machen, vor allem aber wünschen wir, dass Sie darüber reden und helfen, die Tabuisierung von psychischen Erkrankungen aufzubrechen.

Das Herausgeberteam von Schirm e.V.  
Dr. Gottfried Maria Barth, Bernd Gomeringer,  
Max Leutner, Jessica Sänger, Ulrike Sünkel

Tübingen, im Juli 2020

**Anmerkung:**

Aus Gründen der Lesbarkeit wurde in diesem Text die männliche Form gewählt, nichtsdestotrotz sind Personen aller Geschlechter gemeint.



## All diese ganz speziellen Gefühle

Ich denke noch oft an meine Zeit in der Osianderstraße. Erstaunlicherweise nicht dann, wenn es mir gerade schlechter geht, auch wenn das vielleicht naheliegend wäre. Sondern einfach plötzlich zwischendurch, mitten im Alltag. Und dann ist es wieder da, dieses ganz spezielle Gefühl, unverändert wie am ersten Tag: eine Mischung aus allem, was die KJP für mich bedeutete. Verzweiflung, Schmerz, Wut. Das Gefühl des Eingesperrt-Seins. Aber auch Freude, Freundschaft, Verbundenheit und fast sogar Heimat. Meine Beziehung zur (ehemaligen) Station 3 ist kaum mit Worten zu beschreiben. Aber sie wird wohl immer irgendwie bleiben. Die Klinik ist ein Teil von mir geworden, mit mir verwachsen und gleichzeitig nach außen unsichtbar in mir verschlossen. Denn was ich fühle, kann niemand wirklich verstehen. Nicht zu Hause, nicht an der Uni, nicht unter meinen Freunden. Ich spreche selten darüber, weil keiner wissen würde, was ich sagen will.

Gelegentlich besuche ich die KJP, oder besser gesagt: meine ehemaligen Bezugspersonen. Denn das, was früher »mein Zuhause« war, existiert so schon lange nicht mehr. Die Stationen wurden etwa ein halbes Jahr nach meiner Entlassung umgebaut. Die frühere »3« ist heute Krisenstation. Andere Betreuer, andere Abläufe, anderer Alltag. Manchmal glaube ich, dass mir das gewissermaßen geholfen hat, nicht zurückzukehren hinter die gelben Fenster. Bei jedem Besuch in der Osianderstraße schaue ich wie von selbst hoch, sehe fremde Gesichter hinter den Scheiben und zu mir hinunterblicken, genau wie ich es unzählige Male getan habe. Und sofort spüre ich, wie unerträglich es war, wenn die Betreuer die Rollläden vor meinem »Gefängnis« herabgelassen hatten, und ich sehe das einsame 15-jährige Mädchen durch die schmalen Ritzen auf den Hof starren, wo Betreuer und Besucher in die hereinbrechende Dunkelheit verschwanden und mich allein zurückließen.

Eingesperrt, ohne Chance zur Flucht. Verurteilt zu einer Haft ohne absehbares Ende. Lebenslang.

Und trotzdem gelingt es mir nicht, meine Zeit in der Klinik zu verfluchen, wie es andere tun. Jeder geht auf eigene Weise mit seinem Aufenthalt dort um. Die einen meiden alles, was auch nur entfernt an die Osianderstraße erinnert, die dort gefundenen Freunde mit eingeschlossen. Andere lassen kein gutes Haar an den Methoden und der Arbeitsweise der Verantwortlichen. Ich habe mich für einen dritten Weg entschieden. Denn trotz aller schlimmen Momente, die ich ohne Zweifel in der KJP erlebt habe, hat sie mir gleichzeitig auch unglaublich viel gegeben. Und so verrückt es auch klingt – andernfalls wäre ein Aufenthalt dort ja auch irgendwie witzlos – ich habe mich auf eine gewisse Art wohlgefühlt. Volleyball und Fußball nach dem Abendessen, Bogenschießen, Trampolin, die Freizeit im Südschwarzwald oder die Wilhelma-Dreamnight haben dazu mit Sicherheit eher beigetragen als der Donnerstagskuchen oder die Freitag-Abend-Peter-und-Marion-sind-da-Pizza-Aktionen (ihr entschuldigt bitte). Aber hauptsächlich waren es die Menschen, Betreuer und Mitpatienten, die mir jeden Tag aufs Neue so sehr geholfen haben.

Das Leben ist kein Problem,  
das es zu lösen, sondern eine  
Wirklichkeit, die es zu  
erfahren gilt.

---

 *Buddha*

Trotz Streit, Tränen und Diskussionen über nicht leergegessene Frischkäsedöschen oder die erlaubte Menge Löcher in einer Käsescheibe waren sie es, die mich auffingen, wenn es mir schlecht ging, die mit mir lachten, wenn es mir gut ging, und die mich ärgerten, egal wie es mir ging. Deshalb will ich meine 51 Wochen in Tübingen nicht aus meinem Gedächtnis löschen, im Gegenteil! Kurz nach meiner Entlassung dachte ich, dass die Stadt für mich immer gebrandmarkt sein würde. Inzwischen studiere ich hier. Ich kenne neue Leute, neue Orte, verbringe fast täglich viele Stunden zwischen Büchern und Studierenden rund um die Wilhelmstraße. Manchmal laufe ich die gleichen Wege wie damals. Aber dann ohne einen Wecker in der Tasche, der mir

sagt, dass mir noch 15 Minuten bis zum Ende des Ausgangs bleiben und ich diese Zeit dringend nutzen sollte, um noch bis zum Schloss hinauf zu sprinten, denn schließlich ist Donnerstag, und natürlich weiß ich genau, dass die Backgruppe für heute Nachmittag eine Donauwelle vorbereitet hat. Wenn ich am Eiscafé vorbeigehe, wende ich nicht den Blick ab von all den glücklichen Menschen, die sich gönnen, was ich mir seit Jahren versage. Auch heute ist es mir noch nicht an jedem Tag möglich, mich in die Schlange zu stellen. Aber wenn ich es tue, dann weil ich es selbst will, und mit einem zufriedenen Gesicht, auf das Peter stolz wäre. Es ist längst nicht »alles gut«. Ich frage mich oft, ob es das jemals wird, wenn es mal wieder schlechter läuft mit dem Essen. Aber es gibt auch Fortschritte. Klein und vielleicht nur für mich erkennbar, aber das genügt, solange sie nur da sind. Heute ist so ein Tag. Während ich das hier schreibe, sitze ich auf einer schmalen Mauer am Arno in Florenz, habe gerade ein tolles italienisches Eis gegessen und genieße die untergehende Sonne auf den Häusern am gegenüberliegenden Ufer. Und ich denke daran, dass im Oktober wieder ein Tag der offenen Tür in der KJP stattfindet. Da möchte ich hingehen, um all die Betreuer zu treffen, die ich nicht wie meine Bezugspersonen von Zeit zu Zeit besuche oder die mir nicht wie Sylvia an den unmöglichsten Orten zufällig über den Weg laufen. Auch wenn das seltsame Gefühl mich mit Sicherheit wieder ergreifen wird, sobald das Haus mit den gelben Fenstern in der Ferne auftaucht.

*Greta R., 23, wurde wegen ihrer Anorexie ein ganzes Jahr stationär behandelt. Nach der Entlassung ging sie wieder nach Hause, besuchte eine ambulante Therapie, machte ihr Abitur und studiert mittlerweile Jura. Das Geld, das ihre ausgeprägte Reiselust finanziert, verdient sie sich in einem Lebensmittel-Supermarkt.*

*Ihre Schwester Kristina R. hat ebenfalls einen Bericht verfasst (»Magersucht im Kinderzimmer«).*





## Magersucht im Kinderzimmer

Die Zeit, in der meine Schwester ganz langsam begann, stiller und dünner zu werden, fiel in unsere Sommerferien in Griechenland. Diese jährliche Reise zum Haus meiner Tante auf der Halbinsel Peloponnes ist ein wichtiger Teil unserer Kindheit und Jugend, geprägt von Traditionen wie einem täglichen Schoko-Shake in der Strandbar und einer Zitronenlimonade zu jedem Abendessen. Es war das Jahr, in dem wir zum letzten Mal in unseren gemeinsamen Sommerurlaub fuhren. Das Jahr, in dem eine Tradition, die seit unserer Geburt angehalten hatte, durch die Krankheit meiner Schwester jäh unterbrochen wurde.

Statt Schoko-Eis vom Kiosk zu essen wurden Kalorien gezählt, das stundenlange Faulenzen auf der Luftmatratze durch Bahnschwimmen ersetzt. Jede Wanderung zu antiken Tempeln glich plötzlich einem Fitnesscamp. Ich war die Erste, die Gretas Veränderung bemerkte, denn ich kannte meine Schwester gut genug, um zu wissen, dass sie sehr mit sich selbst und ihrem Körper haderte. Bereits einige Wochen vor der Reise stellte ich fest, dass sie ihr Pausenbrot nicht mehr aß und bei den Süßigkeiten nach dem Mittagessen keine mehr nahm. Später sagte Greta, sie hätte sich auf Griechenland gefreut, da sie die Hoffnung gehabt hätte, dass dort alles wieder normal werden könnte. Dass ihre Gedanken aufhören könnten, ums Essen zu kreisen, und sie sich nicht länger zu dick und zu schlecht fühlen würde. Ihre Hoffnungen blieben unerfüllt. Eines Abends, schon im Bett liegend, vertraute sich Greta beim Gute-Nacht-Sagen unserer Mutter an. Von da an, meint meine Mutter heute, sei sie nicht mehr dieselbe gewesen. Schlaflos lag sie seit jener Nacht wach, unfähig, die Angst um ihre jüngere Tochter zu verdrängen.

Wir stritten viel während dieser Ferien, und fortan jeden Tag: über Essen und wie viel davon, über dünne Arme, über exzessiven Sport. Am

liebsten hätte ich meine Schwester geschüttelt. Sie daran erinnert, wie verächtlich wir immer über das Bestreben gelächelt hatten, einem albernen Schönheitsideal zu entsprechen. Ich nannte sie mädchenhaft, damals die schlimmste Beleidigung zwischen uns. Sie ignorierte es und aß wieder keinen Nachtisch. Ich schlug vor, sie könne nun bei Germany's Next Topmodel mitmachen, und sie hörte gänzlich auf mit mir zu sprechen. Greta war nicht zu erreichen. Lediglich unserer Mutter gegenüber öffnete sie sich. Das tat sie flüsternd und hinter verschlossenen Türen, was zu neuen Konflikten führte. Die Familie spaltete sich langsam. Es gab Mama, Gretas Verbündete, die sie vor den verständnislosen Kommentaren der restlichen Familie schützte und sie in Watte packte, um nicht auch noch den Zugang zu ihr zu verlieren. Ich stand auf der anderen Seite, ausgeschlossen von ihren Tuscheleien in der Küche, und kompensierte dieses Gefühl der Ausgrenzung mit Provokation und Sticheleien gegenüber meiner Schwester. Der Freund meiner Mutter, der sonst viel Zeit mit uns verbracht hatte, blieb nun lieber in seiner eigenen Wohnung, da er die endlosen Streitereien nicht ertrug. Mein Vater und seine neue Frau waren zunächst durch die separate Wohnsituation weniger involviert. Doch unsere Besuche bei ihnen wurden unregelmäßiger. Wenn wir dann doch mal zum Abendessen kamen, versuchten sie, die Situation so normal wie möglich aussehen zu lassen. Irgendwie schienen sie nicht ganz verstehen zu wollen, was Magersucht genau bedeutet. Dass es nicht möglich ist, einfach wieder anzufangen zu essen; dass damit auch nicht alle Probleme verschwinden. »Aber die hast du doch früher immer am liebsten gegessen?«, staunte mein Vater auch als Greta schon strichdünn war noch immer, wenn sie nicht mit der für sie gekauften Fleischwurst ihr Brot belegte.

Vor Gretas Erkrankung war mir nie aufgefallen, wie viele unserer familiären Traditionen und Gewohnheiten sich um Essen drehten. Die gemeinsamen Abendessen waren nicht mehr möglich, es gab keinen Toast Hawaii mehr am Freitagabend und keinen Schoko-Adventskalender am ersten Dezember. Zu Anfang versuchten wir noch, an den gemeinsamen Familienessen festzuhalten. Doch immer öfter versuchte

meine Schwester darauf Einfluss zu nehmen, welche Gerichte gekocht und wie viel Öl, Salz und Sahne verwendet werden durften. Greta wurde gestattet, lediglich Beilagen zu essen. Hauptsache, man saß zusammen am Tisch und konnte überprüfen, ob sie überhaupt etwas aß. Danach begann sie für sich zu kochen. Trotzdem nahmen wir die Mahlzeiten gemeinsam ein. Ich ließ keinen ihrer Bissen unkommentiert. Mein Adlerblick ruhte auf ihrem Teller; ich lachte und provozierte, stichelte und brachte meine Schwester zum Weinen. Mama akzeptierte Gretas komische Macken einfach stillschweigend und verdammte mich dafür, dass ich nicht dasselbe tat. Heute verstehe ich selbst auch nicht mehr genau, warum ich das nicht konnte. Unser eigenes Essen war eigentlich gar nicht betroffen, wie Greta jahrelang argumentiert hatte. Aber so einfach war es nicht. Das krankhafte Verhalten meiner Schwester löste bei uns zu Hause eine aggressive, hoch sensible Anspannung aus, die niemand ignorieren, der niemand entkommen konnte. Irgendwann aßen wir getrennt. Greta kochte für sich und ging zum Essen in ihr Zimmer. Mama und ich löffelten wortlos unser Mittagessen; keiner konnte normal von der Schule erzählen oder lachen. Immer schwebte der Gedanke im Raum, dass ein Teil unserer Familie alleine nebenan saß.

Ich kann mich nicht mehr an jeden einzelnen Tag erinnern. Es kann nicht jeder gleich schlecht gewesen sein, es muss auch fröhliche Tage gegeben haben. Aber was allgegenwärtig blieb, war ein latentes Gefühl der Verzweiflung. Greta schottete sich mehr und mehr ab; sie verschwieg ihr Gewicht oder was sie in ihrer Therapie besprach. Als keiner mehr Rat wusste, wurde die Frage der Schuld in den Raum geworfen. Wir fielen mit Vorwürfen übereinander her: »Hättest du Greta nicht ständig provoziert, dann wäre heute nicht alles so schlimm ...«, beschuldigte mich meine Mutter am Mittagstisch, wenn Greta nach einem Streit mal wieder aufstand und mit Teller und Topf hinter ihrer Tür verschwand. Gleichzeitig ließ jedoch meine Eltern die heimliche Angst nicht los, dass Gretas Magersucht eine Reaktion auf ihre Trennung sein könnte und damit sie selbst die Schuld am Zustand ihrer Tochter hatten. Ich warf meiner Schwester vor, unsere Familie zerstört zu haben.

Doch in Wirklichkeit, das weiß ich heute, sprach aus uns allen einfach die Hilflosigkeit. Das macht kein hasserfülltes Wort unausgesprochen, aber immerhin verständlich.

Greta entwickelte fortlaufend neue Störungen. Sie aß nur noch, wenn sie unbeobachtet war, zerkleinerte die Mahlzeiten mit den Händen, bis jede Brotscheibe nur noch aus Fetzen bestand, lehnte den ganzen Tag an der Heizung, anstatt sich zum Fernsehen zu uns auf das Sofa zu setzen, und rannte täglich stundenlang durch den Wald, um genügend Bewegung zu bekommen. Oft schämte ich mich, Freundinnen zu mir nach Hause einzuladen, weil meine Schwester sich so seltsam verhielt. Der Weg durchs Dorf wurde zum Spießrutenlauf. Es hagelte neugierige Fragen, gestellt von Hausfrauen, die beim Frauenfrühstück über das Schicksal meiner Familie tratschten. Meine Mutter ging kaum mehr aus; sie traute sich nicht zum wöchentlichen Stammtisch der Lehrerschaft, aus Angst vor mitleidigen Blicken und weil sie befürchtete, Greta und ich könnten uns in den drei Stunden ihrer Abwesenheit die Köpfe einschlagen.

Ein Jahr verging, und es wurde wieder Sommer. Wir verbrachten die Ferien zum ersten Mal nicht mehr gemeinsam. Ich flog mit Freunden auf eine Freizeit nach Marokko. Greta sollte ebenfalls mitkommen, konnte jedoch nicht mehr. Braungebrannt, aber nun ebenfalls mit dünnen Beinchen als erste Anzeichen einer eigenen Magersucht, kehrte ich nach dem Urlaub zurück, um bei meiner Ankunft zu erfahren, dass Greta einen Platz in einer Klinik erhalten hatte. Bereits ab der folgenden Woche. Wie lange, war unklar. Bei ihrer Verabschiedung am ersten Schultag weinte ich hysterisch. Wir standen gemeinsam im Flur und ich umarmte Greta ein letztes und gleichzeitig erstes Mal seit langem. Meine Mutter nannte mich heuchlerisch; nie hätte ich mich um den Zustand meiner Schwester geschert, und nun diese Tränen. Doch ich war tatsächlich verzweifelt. Zum ersten Mal seit Beginn ihrer Krankheit wurde mir der Ernst von Gretas Lage tatsächlich bewusst und erfüllte mich mit Angst und Selbstvorwürfen. So verschwand meine starke Schwester, die immer auf die höchsten Bäume geklettert war und Jungs bei Mutproben die Stirn geboten hatte, am ersten Schultag nach den

Sommerferien als blasser Schatten ihrer selbst für ein Jahr in dem Gebäude mit den gelben Fenstern in Tübingen.

Nun waren meine Mutter und ich nur noch zu zweit. Besser wurde dadurch nichts. Der ständige Streit ums Essen wurde fortgesetzt. Der ganze Kreislauf begann von Neuem, diesmal mit mir: Kalorienzählen, Therapiebesuche, wöchentliche Antritte zum Wiegen beim Hausarzt und Speisepläne von der Ernährungsberaterin.

An einem sonnigen Wintersonntag endete Gretas anfängliche Besuchssperre. Die Besuchszeiten waren kurz und penibel geplant, bereits morgens am Frühstückstisch mahnte meine Mutter hektisch zur pünktlichen Abfahrt. Wenn Greta »Ausgang« hatte, wollte sie laufen. Wir verabredeten uns zu einem Spaziergang durch das verschneite Tübingen. Die Kälte ließ meine Schwester und mich zittern in unseren viel zu weiten Hosen. Mit blauen Lippen tauschten wir kurz angebunden Nebensächlichkeiten aus und verglichen dabei aus den Augenwinkeln, bei wem die Ellenbogenkochen deutlicher hervorstachen. Später fragte Greta unsere Mutter, was mit mir los sei. Ob es mir schlecht gehe? Ob ich nun auch nicht mehr essen würde? Mama beunruhigte ihre Reaktion.

Am darauffolgenden Sonntag zwang sie mich, eine dicke Wollstrumpfhose unter meine Jeans zu ziehen, um meine Streichholzbeine zu kaschieren. Doch der Blick meiner Schwester war geschult: Selbstverständlich blieb ihr mein Untergewicht nicht verborgen. Das wirkte sich negativ auf ihre Verfassung aus. Hatte sie zuvor anstandslos die Regeln ihrer Betreuer befolgt, diskutierte sie nun, wie viel Frischkäse auf ein Brot gehört und ob sie den Nachtisch essen musste oder nicht. Während ich »draußen« in aller Ruhe abmagern konnte und niemand mich aufhielt, saß sie hinter den Türen der Klinik fest und wurde von eiserner Hand zum Zunehmen gezwungen. Daraufhin fassten unsere Eltern den Beschluss, dass wir uns nicht mehr sehen durften. Von nun an fuhren sie sonntags alleine nach Tübingen; ich saß nicht mehr auf dem Rücksitz.

Die Monate danach glichen einem Strategiespiel. Während wir beide mit unserer eigenen Krankheit kämpften, versuchten wir hinterlistig,

unsere Eltern über den Gesundheitszustand der anderen auszuhorchen. Ganz fest presste ich mein Ohr an die Schlafzimmertür meiner Mutter, um zu lauschen, was sie nach einem Tag mit Greta am Telefon meinem Vater erzählte. Unsere Magersucht wurde unser still ausgetragener Wettbewerb; meine Mutter bekam ungefragt die unglückliche Rolle der Schiedsrichterin, die zwischen beiden Parteien stand. Die Jahre, in denen wir stets das Beste für die andere gewollt hatten, waren vorbei. Plötzlich versuchten wir uns mit möglichst wenig Kilos auf der Waage gegenseitig auszustechen.

Wieder verging ein Jahr.

Greta verließ die Klinik und kehrte nach Hause zurück. Ich steckte mitten in den Abiturvorbereitungen. Ich weiß nicht mehr, was schlimmer war: die Zeit vor der Klinik oder danach. Ich erinnere mich auch nicht mehr an jedes Detail, so als hätte ich all die Jahre der Verzweiflung vergessen wollen, jedes geschriene Wort und jede tränenreiche Nacht in meinem Bett. Was mir geblieben ist, sind Bilder, die wie Alpträume durch meinen Kopf geistern: Das hasserfüllte Gesicht meiner Schwester im dumpfen Licht der Wohnzimmerlampe und ihr bitterliches Weinen, wenn wir uns stritten. Meine Mutter zwischen uns, ebenfalls weinend. Die verletzenden Worte, von denen man sich im gleichen Moment, in dem sie ausgesprochen werden, wünscht, man könne sie zurücknehmen und tief in seinem Innern verschließen. Wie ich nach jedem misslungenen Versuch, gemeinsam zu Mittag zu essen, auf dem kalten Badezimmerboden saß und »Summertime Sadness« von Lana del Rey hörte, obwohl das meiner Traurigkeit nicht annähernd gerecht wurde. Ich erinnere mich an das eingefallene Gesicht meiner Mutter, das niemals mehr ein Lächeln trug, und an die Stirnfalte meines Vaters, die tiefer war als je zuvor. Und an den zerbrechlichen, knöchigen Körper meiner Schwester, wenn wir uns doch einmal umarmten. An den täglichen Kampf um die Personenwaage, bis wir schließlich eine zweite kauften und jeder seine eigene bekam. Alle Versuche, die Situation zu normalisieren, scheiterten. Unbedachte Worte in einem Streit lösten in Greta die paranoide Angst aus, ich könne ihr Öl oder Zucker ins Essen mischen.

Fortan kaufte sie selbst ein und trug alle Lebensmittel direkt vom Kofferraum in ihr Zimmer, um sie dort unter Verschluss zu lagern. Selbst beim Spazierengehen versuchten meine Schwester und ich immer ein klein bisschen schneller zu sein als die andere, bis wir schließlich nebeneinanderher rannten, besessen von dem Wunsch, die andere auszustechen. Was sollen wir bloß tun, fragten sich unsere Eltern verzweifelt. Wie können wir die Situation entschärfen? Für sie war klar, dass wir nicht länger unter einem Dach wohnen konnten. Im Nachbarort fanden sie eine leer stehende Einzimmerwohnung; einen trister Raum mit froshgrünen Wänden, die kaum Hoffnung zu stiften vermochten. In wöchentlichem Wechsel wohnte dort nun ein hysterisches Mädchen, voller Angst vor der beklemmenden Stille, die dort mit ihr gemeinsam hauste und all die schlimmen Gedanken zurückbrachte.

Die Erinnerung ist das einzige  
Paradies, aus dem wir nicht  
vertrieben werden können.

---

 *Jean Paul*

Irgendwie schaffte ich es trotzdem, mein Abitur zu machen. Am Ende des Jahres flog ich für einige Zeit ins Ausland: zuerst Freiwilligenarbeit auf Bali, danach eine Rundreise in Asien, Work&Travel in Australien und

anschließend ein Besuch bei meinen Freund\*innen in Südamerika. Es zog mich nicht nach Hause. Wir hatten ab und an Kontakt, telefonierten und schickten uns zu Weihnachten ein Paket. 15 Monate später kehrte ich zurück – und die Situation war besser. Plötzlich, acht Jahre nach dem ersten Streit über Schoko-Eis und Kalorien, war alles irgendwie anders. Aber auch irgendwie okay. Meine Schwester ist noch immer nicht gesund, und im Moment weiß ich nicht mal, ob es Hoffnung gibt, dass sie es jemals wieder wird. Manchmal macht es mich noch immer wütend, dass alle diesen Zustand einfach lethargisch akzeptieren – aus Angst, sonst alles nur wieder schlimmer zu machen. Wie einen Jenga-Turm, den man am besten gar nicht berührt, um mit aller Kraft seinen Einsturz zu vermeiden. Aber wir sind erschöpft vom Streiten. Es ist erleichternd, Mama wieder lachen zu sehen und Papa wieder unbefangen besuchen zu können. Meine Eltern freuen sich, wenn Greta mich

übers Wochenende in meiner WG in Hamburg besucht. Sie hat ihre Passion im Jurastudium gefunden und geht ganz darin auf, nächtelang Gesetzestexte zu lesen. Ich bin nicht mehr viel zu Hause, aber wenn ich ein Wochenende oder den Sommer mit meiner Familie verbringe, genießen wir es, von Zeit zu Zeit mal wieder zusammen ein Eis essen gehen zu können oder einen Tisch beim Italiener zu reservieren.

Vielleicht bleibt die wichtigste Frage aller Leser am Ende unbeantwortet: Wie wurde alles besser? Was habt ihr geredet, wie habt ihr euch verziehen? Darauf weiß ich keine eindeutige Antwort. Vielleicht war es eine Mischung aus Erschöpfung, Abstand, Erwachsenwerden ... und Zeit. Die Hoffnung bleibt, dass, egal wie aussichtslos und verzweifelt die Lage scheint, es übermorgen besser sein kann. Was uns heute trotz all der schwierigen Jahre verbindet, ist unsere intensive, phantasievolle und lange Kindheit. Die Bücher, die wir beide verschlungen, die Spiele, die wir uns ausgedacht haben; die Held\*innen, die wir gemeinsam verehrten, und die Abenteuer, die wir erlebten. Und die traditionsreichen Familienurlaube in Griechenland mit Schoko-Shake am Mittag und Zitronenlimonade am Abend. Daran halten wir uns fest, und das hält unsere Familie zusammen.

*Kristina R., 24, durchlebte die Krankheit Magersucht nicht nur am eigenen Körper, sondern auch bei ihrer Schwester Greta («All diese ganz speziellen Gefühle»). Sie schildert, wie die Krankheit ihrer Schwester das familiäre Leben in seinen festen Traditionen und engen Bindungen erschütterte und plädiert dennoch dafür, niemals die Hoffnung auf Besserung zu verlieren.*





## Wenn das Essen zum Kotzen ist

Du isst.

So wenig wie möglich.

Bist froh, wenn du fertig bist und es niemandem auffällt, dass eigentlich fast nichts auf deinem Teller war.

Musst Tränen unterdrücken, wenn du gezwungen wirst, noch mehr zu essen.

Jeder einzelne Bissen ist so schlimm.

Bei jedem Mal, wenn du das Gekaute runterschluckst, fühlst du dich schlecht.

Jede Kalorie, die du zu dir nimmst, tut weh im Herzen.

Bei jeder Mahlzeit am Tag wird die Stimme lauter.

Nach dem Essen fühlst du dich schlecht.

Immer.

Nach dem Essen stehst du auf.

Du kämpfst.

Doch am Ende gehst du doch ins Bad.

Du verschließt die Tür.

Gehst zum Klo.

Deckel hoch.

Es schreit in dir.

Du willst es ja nicht!

Doch du musst!!

Das sagt sie dir!!!

Du kniest dich auf den Boden.

Wie so oft laufen dir auch heute wieder die Tränen das Gesicht hinunter, während du beschwert deine Hand hebst und die Finger in deinen Mund steckst.

So weit wie es geht.

Es kommt wieder hoch.

Du sackst völlig auf dem warmen Badezimmerboden zusammen.

Schaust traurig ins Klo.

Du spülst.

Wäschst dir die Hände.

Wischt dir die Tränen weg und schließt die Tür wieder auf.

Du gehst in dein Zimmer und hoffst, dass die Stimme in dir wenigstens jetzt zufrieden ist.

Doch nein.

Nein, das ist sie nicht.

*Mona D. ist 18 Jahre alt. Seit ihrem zehnten Lebensjahr hat sie mit Suizidgedanken zu kämpfen und wird unter anderem wegen schweren Depressionen, Ängsten, selbstverletzendem Verhalten und Suizidversuchen seit drei Jahren psychotherapeutisch begleitet. In der Vergangenheit war sie drei Mal für mehrere Monate in der KJP und ist auch aktuell seit über einem Jahr in stationärer Behandlung.*



## Mein erster Tag in der KJP

Ein Montag im Oktober. Nebel und Herbstfarben. Stille und Dunkelheit.

Ich habe darum gekämpft, viele Wochen lang. Und noch viel länger in mir, mit mir, gegen mich, gegen meine Eltern und meine ambulante Therapeutin. Monatelang habe ich darauf hingearbeitet, mich gequält, Tag für Tag, Gramm für Gramm, immer weiter abwärts, äußerlich und innerlich. Und mich am Ende dann doch gewehrt, mit Händen und Füßen. Klinik? Ich?!? Ich muss nicht in eine Klinik, ich schaffe das auch so. Nur was? Der Weg nach Tübingen ist Triumphzug und Niederlage zugleich.

Mit energischen Schritten kommt eine junge Frau über die kurze Treppe der Ambulanz ins Wartezimmer auf uns zu. Ihr Parfum ist das erste, was mich von ihr erreicht, ein schwerer, geheimnisvoller Duft, der sie mit einer fast schon mystischen Aura umgibt. Sie hat schulterlange, lockige braune Haare mit einem Stich ins Hennarote. Eine Strähne fällt ihr immer wieder ins Gesicht; sie streicht sie mit einer eleganten Handbewegung zurück. Das Lächeln in ihrem Gesicht ist schief; ein Mundwinkel lächelt mehr als der andere. Sie stellt sich uns als Stationsärztin der Jugendlichen-Station vor, mit diesem halben Lächeln im Gesicht, mit der Unnahbarkeit, die sie ausstrahlt, und mit der Unsicherheit, die sie vor uns zu verstecken versucht. Sie sieht zu jung aus, um von mir als Therapeutin akzeptiert werden zu können. Zu jung, um mir helfen zu können. Zu jung, um Erfahrung haben zu können. Lebenserfahrung. Sie sieht nicht so aus, als ob sie das, was ich in und hinter mir habe, nachvollziehen und verstehen könnte.

Wir folgen ihr in ein anderes Gebäude, das neben dem hübschen alten Gebäude der Ambulanz steht und das ich bisher kaum wahrgenommen habe: Ein Betonklotz mit ungewöhnlichen Winkeln und

Ecken; die knallgelben Fensterrahmen sind das einzig Freundliche, Bunte daran, verleihen dem ganzen Gebäude aber auch etwas Starres und Strenges. Pseudo-freundlich, denke ich beim Reingehen, wie bisher alles hier.

Das Zimmer der Ärztin liegt rechts vom Eingang. Neben der Tür ist ein hässliches quadratisches orangefarbenes Schild angebracht. Der Name der Ärztin ist schräg an eine der Seitenkanten geklebt. Es wirkt aufgesetzt, so schief wie ihr Lächeln. Ein Provisorium. Innen wirkt das kleine Zimmer dunkel und muffig. Holzpaneele an den Wänden; dichte Vorhänge versperren die Sicht aus dem kleinen Fenster, durch das an diesem grauen Oktobermorgen also nur wenig Licht auf uns fällt. Rechts ein Schrank, ein fast komplett leerer Schreibtisch, links eine Sitzgruppe mit vier blau gepolsterten klobigen Sesseln und einem niedrigen Tisch. Eine Liege unter dem Fenster, ohne Kissen und Decken darauf. Meine Augen suchen im Raum nach Spuren des Menschen, der hier arbeitet, und finden – nichts. Eine kleine, grüne, vielblättrige Pflanze, ein Ficus benjamins, auf dem Schreibtisch. Sonst – nichts. Kahle Wände. Leere Tische. Nur ein nüchterner, kahler Besprechungsraum, kein gemütliches »Therapiezimmer«.

Als wir uns setzen, ist eine tiefhängende orangene Lampe zwischen uns; ihr langes Kabel teilt das Blickfeld. Die Ärztin balanciert eine Schreibunterlage auf den übereinandergeschlagenen Beinen, in der rechten Hand hält sie einen Füllfederhalter. Ihre Blicke kommen von unten, mal flüchtig, mal musternd; der Kopf bewegt sich dabei nie, bleibt gesenkt auf das Papier, auf das sie jedes meiner Worte schreibt. Meine eigenen Blicke sind unruhig, misstrauisch, flüchten vor ihren. Wir weichen uns geschickt aus; auch mit Worten kommt es nur selten zu einer Begegnung. Wir reden aneinander vorbei; ich spüre, wie meine Worte ins Leere gehen, nur aufgefangen von der Spitze ihres Füllers, mit dem sie sie für immer auf Papier festhalten will. Trotzdem frage ich mich, ob sie überhaupt etwas von dem mitbekommt, was ich sage. Ihre Fragen haben nichts mit mir zu tun, sie sind weit weg von dem, wie es mir geht und wie ich lebe, sie machen mich verzweifelt und wütend. Ich

fange an, schnippische Antworten zu geben, ertappe mich dabei, wie ich die Augen verdrehe und den Kopf schüttele: »Was wollen Sie eigentlich von mir?!?« Dabei bin ich diejenige, die hier etwas will, aber nicht mehr weiß, was. Ich wollte doch hierher. Ich – will ich? Wer will hier was? In dieser eisig kalten Atmosphäre wirken wir alle wie erstarrt. Ich friere in meinem schwarzen Pulli.

»Ich zeige Ihnen jetzt unsere Jugendlichen-Station«, sagt die Ärztin munter, fast schon betont heiter. Sie hat einen seltsam beschwingten Schritt, eine Art gewollter Leichtigkeit, die sie wirken lässt, als würde sie einen Zentimeter über dem Boden schweben.

Station 3. Die grauen Betonwände neben der blauen Stationstür haben eine seltsame Bemalung, die wirkt wie ein lieblos hingeschmieretes Graffiti, bei dem auf halbem Weg die Farbe ausgegangen ist und das nie richtig fertig geworden ist. Die Ärztin zieht einen Schlüssel aus der Tasche und schließt die Stationstür auf. Als sie meinen irritierten Blick bemerkt, sagt sie, mehr an meinen Vater gewandt: »Zum Schutz der Jugendlichen können wir die Tür abschließen.« Aha. Geschlossene Psychiatrie. Ende. Aus.

Mein erster Blick geht geradeaus ins Bad, wo die Tür offensteht, fällt auf großformatige orangefarbene Kacheln. Sie springen mich an, erschrecken mich, machen mir Angst. Auf der Station überwiegen Orange-, Gelb- und Brauntöne, dazu viel Holz an den Wänden und an der Decke, Batik und großformatige Muster. Voll in den 70ern hängen geblieben, denke ich geschockt. Es sieht aus wie bei brav gewordenen Spät-Hippies in einer Kommune. Später merke ich, dass auch die Menschen hier irgendwie »hängengeblieben« sind. Dass auch ich hier hängenbleiben werde, obwohl ich das nie wollte.

Vorbei am Bad stehen wir vor dem Stationszimmer; ein kleiner Raum, vollgestopft mit Möbeln und Menschen. In der Kürze der Zeit erfasse ich nur einen jungen blonden Mann auf dem Sofa, der mich frech angrinst und winkt, ein Patient? Rechts eine Essecke mit acht Stühlen um einen Tisch. Hilfe, ist die Station so klein?!? »Hier können die Jugendlichen gemeinsam kochen«, sagt die Ärztin fröhlich und zeigt

auf eine kleine Küche zu unserer Linken. Geradeaus wieder drei orangefarbene Türen. »Die Zimmer der Jugendlichen, da können wir natürlich jetzt nicht reinschauen, Sie verstehen.« Ich verstehe nichts mehr, ich starre nur auf die drei orangefarbenen Flächen; eine dieser Türen wird bald »meine« sein, nur welche? Vor den Zimmern eine Sitzgruppe. Ein dünnes Mädchen spielt mit einem Mann ein Würfelspiel; sie beachten mich nicht. Oder doch? Sehen sie mir nicht genauso argwöhnisch und misstrauisch hinterher, wie ich sie betrachte? Eine letzte Tür. »Clubraum«, lese ich im Vorbeigehen. Oh Mann, sind die wirklich komplett in den 70ern hängengeblieben?!?

Mir ist nicht aufgefallen, dass die ganze kleine Station rund um die Küche als Mittelpunkt angeordnet ist. Wir sind einmal im Kreis gegangen. Es wird in meinem Leben nicht das letzte Mal sein, dass ich im Kreis gehe, durch die Hintertür hinaus, um vorne wieder hereinzukommen. Manchmal auch umgekehrt.

Dann stehe ich draußen und starre wie betäubt auf die orangefarbene Tür, die jetzt hinter mir ins Schloss fällt. Verstört folge ich der Ärztin die kurze Treppe hinunter in das kahle Zimmer, während mein Gehirn versucht, sich von den quietschgelb-knallorangenen Farbeindrücken zu befreien, die fast schon weh tun. Ich kann weder fühlen noch denken. Meine Phantasie vom »rettenden Ort«, von einem Ort der Wärme und Geborgenheit, voller Verständnis, löst sich in Nichts auf. Ich falle. Ich habe nichts mehr.

Er steht in der Eingangshalle vor der Treppe, neben dem Aufzug. Karo-Hemd und Jeans. Ein Mann wie ein Baum, wie ein massiver Felsklotz, unbeweglich, unverrückbar und unübersehbar. Breitbeinig und mit vor der Brust verschränkten Armen blickt er uns entgegen und mustert mich. Er macht mir Angst. Er hat etwas Unheimliches, fast schon Bedrohliches an sich. Ich sehe ihn das erste Mal und weiß, dass ich ihn nicht mag, dass die Chemie nicht stimmt, wir nicht auf einer Wellenlänge sind. Ingeheim hoffe ich in diesem Moment, dass ich nicht allzu viel mit ihm zu tun haben werde. Erst als ich direkt vor ihm stehe, streckt er mir die Hand hin und stellt sich als Krankenpfleger und

Betreuer der Station vor. Zögernd gebe ich ihm die Hand und spüre dabei die Wand zwischen uns. In diesem Augenblick wird mir etwas aus der Hand genommen; ich spüre, wie ich die Kontrolle aus der Hand gebe, mich abgebe, aber nicht an ihn, nicht an diesen Ort hier. Ich verschwinde innerlich an einen Ort tief in mir, an dem mich niemand mehr erreichen kann, nicht mal mehr ich selbst. Ich verliere mich. Noch Jahre später versuche ich, mich an dieser Stelle wiederzufinden.

Wir tragen mein Gepäck in eines der Zimmer mit den orangefarbenen Türen. Gleich links ein nackter Betonpfeiler, auf dem ich bei näherem Hinsehen Wörter erkenne, hingekritzelt mit blauem Wachsstift: »hindere, hindere, hindere«. Das kleine Zimmer wirkt düster. Zwei Betten, eins rechts, eins links, dazu je ein winziger Nachttisch und ein Regal, vor dem Fenster ein langes Brett als Schreibtisch mit zwei Stühlen. Die rechte Seite wirkt bewohnt; vor dem unbezogenen Bett auf der linken Seite stelle ich eine meiner schweren Taschen ab. Im Lauf der Jahre haben sich auf den mit Holz verkleideten Wänden Generationen von Patienten verewigt: »Brennt die Bude ab«, »Paul ist ein Arschloch«, »ich war hier« lese ich und folge neben meinem zukünftigen Bett einer Reihe von Pfeilen nach oben, bis ich kurz unter der Decke »make love, not war« lese. Am Fußende sehe ich eine angekockelte Stelle im Holz, als hätte jemand versucht, einen der Sprüche in die Tat umzusetzen.

»Was möchtest Du zuerst tun?«, fragt der Betreuer schließlich, »Dein Bett beziehen oder die Station anschauen?« Auch wenn ich Angst davor habe, mit diesem Mann noch länger allein in einem Raum zu sein, entscheide ich mich für das Bett. Rückzugsort. Decke über den Kopf, mir kann niemand etwas tun. Auch dieser Mann nicht. Die Bettwäsche, die er bringt, ist grün-weiß kariert. Willkommen im Freistaat Psychiatrie – wir sind eine eigene Welt. Schweigend beziehen wir zusammen mein Bett; er knotet das Laken unter der Matratze zusammen – »Das lernt man beim Bund so.« Aha, denke ich irritiert. Schließlich lässt er mich allein, um meine Sachen auszuräumen.

Die rechte Seite des Zimmers ist ihre. Das Bett mit der weiß-grün-karierten Decke ist ordentlich gemacht, das Regal praktisch leer, darü-

ber hängt ein Kalender, den ich mir näher ansehe: Unterwäschewechsel, Gewicht: 47,4 kg, Abgehauen, Unterwäschewechsel, 2. Mal abgehauen. Ich bin schockiert, auch wenn ich so etwas in einer Psychiatrie irgendwie erwartet habe. Wie alt sie wohl ist? Wie sie aussieht? Warum sie hier ist?

»Hi, ich bin Nelly.« Sie setzt sich mir gegenüber auf ihr Bett und mustert mich neugierig. Dünn ist sie. Dunkelblondes, schulterlanges, leicht gelocktes Haar, blaue Augen. »Die Tochter meiner Therapeuten heißt auch so«, ist das erste, was mir einfällt, bevor ich mich vorstelle. »Ich bin 15, und Du?«, fragt sie. »17«, sage ich, und Nelly reißt erstaunt die Augen auf. »So alt siehst Du gar nicht aus.« Wir schweigen uns eine Weile an; Fragen haben wir viele, keine traut sich, sie zu stellen. Ich bin schließlich die erste, die die Frage ausspricht: »Warum bist Du hier?« »Schulphobie«, sagt sie munter. »Ich geh' seit 'nem Jahr nicht mehr zur Schule, am Ende hat mich die Polizei hingebbracht. Und ich hab 'nen Freund, der zehn Jahre älter ist als ich und war beinahe schwanger von ihm.« Es klingt, als wäre sie stolz darauf. »Oh«, mache ich. »Und Du?« »Ich ... ähm ...« Ich bin magersüchtig, wollte ich sagen, aber zum einen stimmt das doch eigentlich gar nicht mehr, nachdem ich in den letzten zwei Monaten 11 kg zugenommen habe und jetzt Normalgewicht habe, und zum anderen traue ich mich nicht mehr, das zu sagen, nachdem ich weiß, dass Nelly weniger wiegt und anscheinend nicht mal Magersucht hat. »Wie lang bist Du schon hier?«, frage ich zur Ablenkung. »Zwei Wochen, und schon zweimal abgehauen!« Ich höre den Triumph in ihrer Stimme. »Ist es so schlimm hier?!« Sie grinst, dieses typische Nelly-Kobold-Grinsen, das ich jetzt schon mag. Ich habe eine Verbündete gefunden.

Der Tisch ist für fünf Personen gedeckt. Vier Patienten und ein Betreuer. Mehr sind wir nicht an meinem ersten Abend auf Station. Außer Nelly gibt es noch Mischa, der aussieht wie ein Zwerg, nur wenig und undeutlich spricht und sich ständig in die Hose fasst, und Sonja, die

Man kann das Leben nur rückwärts verstehen, aber leben muss man es vorwärts.

---

 Sören Kierkegaard



wie geistig behindert wirkt, beim Essen ihren Rotz an den Ärmeln ihres Pullis abwischt und nach allem auf dem Tisch grabscht, was jemand von uns anderen gerade nehmen will. Nelly wirft mir vielsagende Blicke zu; der Betreuer isst völlig ungerührt.

Ich starre hinaus in die Dunkelheit und frage mich, wohin ich hier nur geraten bin.

*Ulrike S., 42, war nach einer ambulanten Psychotherapie im Alter von 17 Jahren für ein halbes Jahr in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Sie arbeitet heute als Ärztin und Wissenschaftlerin in einem deutschen Universitätsklinikum.*